

**Lese-  
probe  
Shtaym**

CHRISTOPH  
KRANE-  
BITTER

## Null

Schuld waren meine Eltern. Und ein Freund, den ich hier Jakob nennen werde. Ich erinnere mich, wie ihn am Flughafen eine Angestellte vom Sicherheitsdienst befragte. Zwischen ihr und Jakob war ein Absperrband gespannt. Und zwar eines jener Bänder, die in Warteschlangen dafür sorgen, dass sich Leute richtig anstellten. Jetzt sorgte es dafür, dass die Befragung nach Tischtennis aussah.

Die Mitarbeiterin hatte ihren Hut, der eher einem Schiff als einem Flugzeug glich, ins Gesicht gezogen. So sah Jakob statt ihrer Augen nur einen Schatten.

Weil in der Abflughalle ein Kommen und Gehen herrschte, hörte ich nicht genau, worüber die zwei sprachen. Aber es sah so aus, als ob Jakob die richtigen Antworten geben würde. Zumindest lächelte die Zwanzigjährige ab und zu. Vielleicht auch weil wir am Vortag gefeiert hatten und Jakob ziemlich übel roch.

»When and how have you two met?«, riss mich mein Mitarbeiter vom Sicherheitsdienst aus der Beobachtung.

»Erm. I think it was three years ago. In a bar in Innsbruck«, antwortete ich dem Sicherheitsmann.

Anstatt zu lachen, drückte er lediglich die Augen auf Spaltgröße zusammen. So, als ob er dadurch meine Antwort wie ein nasses Handtuch auspressen könnte. Damit nur mehr die Wahrheit nach unten tropfte.

Wir schauten uns an.

Er sagte nichts.

Ich auch nicht.

Nach diesem Blickduell ging der Mann erneut dazu über, in

meinem Pass zu blättern. Ich konnte also wieder Jakob beobachten.

Ich sah, dass die junge Frau seinen Reisepass inzwischen mit beiden Händen hielt. Immer wieder schob sie das aufgeblätterte Papier direkt vor ihr Gesicht. Vielleicht war sie auf der Suche nach Fehlern. Vielleicht hoffte sie aber auch, dass sie durch das sorgfältige Hinsehen etwas verändere. Dass dadurch Dinge ans Licht traten, die ihr sonst verborgen geblieben waren.

Obwohl natürlich klar war, dass sich im Dokument nichts ändern konnte. Es entstanden keine zusätzlichen Reiseziele und die Anzahl der Stempel

(Serbien - Einreise, Argentinien - Ausreise) blieb exakt dieselbe. Auch Jakobs Merkmale (viele Haare, wenig Bart) und die einzelnen Buchstaben der Abkürzungen (AUT - Austria, M - Male) änderten sich nicht. Aber als das Fräulein schon fast aufgeben wollte, veränderte sich doch etwas: Und zwar Jakobs Größe. Im Pass war sie als »191 cm« verzeichnet. Diese Zahlenangabe entsprach nicht mehr der Wirklichkeit.

Jakob drückte nämlich seinen Rücken durch, um sich größer zu machen. Er schaffte es auf 193.

Und weil eine Veränderung meistens weitere Veränderungen mit sich zieht, geschah das auch im Pass:

Abhängig vom Neigungswinkel begann sein Foto zu glitzern. In der Hand des Mädchens erschienen plötzlich Musikstücke. Sie sah einen farbigen Bass-Notenschlüssel und mehrere bunte Viertelnoten. Dieser Ohrwurm der schillernden Zeichen legte sich oberhalb Jakobs Bart über sein Gesicht.

»You look more colourful in this picture. Brightens my day«, sagte sie zu ihm und lächelte dabei versehentlich.

Und hätte das Mädchen den Text des österreichischen Innenministeriums zur Hand gehabt:

»Die Farbe des Bildes dringt in das Sicherheitspapier ein. So, dass eine untrennbare Verbindung zwischen Pass und Foto entsteht.«

Sie hätte bei den Worten Wärme gespürt.

»Everything is fine. You can go«, sagte mein Sicherheitsmann und beendete auch diese Beobachtung. Mit einem routinierten Handgriff löste er das Absperrband und ließ mich an sich vorbei. Ich ging drei Schritte. Weil ich schwitzte, rutschte mir mein Trolley aus den Fingerspitzen. Er klatschte der Länge nach auf den Boden. Jakob und das Mädchen erschraaken. Aber beide erkannten dadurch auch, dass ich die Befragung hinter mir hatte. Und weil ich weiter war, konnte auch Jakob weiter. Obwohl das Mädchen ihn lieber noch ein wenig dabehalten hätte.

Im österreichischen Pass existieren 130 Sicherheitsmerkmale. Aber an diesem Tag reichten zwei, damit Shara Jakob noch eine Lokalempfehlung auf ein Stück Papier schrieb.

Im Gegensatz zu mir hatte sie unser Ziel schon seit immer gekannt. Das Land, in das wir reisten, war Teil ihrer Vergangenheit. Und dadurch war ihre Vergangenheit Teil unserer Zukunft. Zumindest dachte ich das, als mir Jakob den Zettel zeigte.

»Abu Hassan« und »Yafo« war darauf notiert.

Begleitet von einer Telefonnummer und ihrem Namen, »Shara«. Wir flogen also nach Israel.

Wegen der Flugangst hatte ich mich mit den Tabletten, die mir mein Hausarzt gab, vertan. Ich war unerfahren mit solchen Mitteln und musste mich an meine Grenze erst rantasten. Im Gang des Flugzeugs überfiel mich dann erneut eine Kurzatmigkeit. Deswegen schluckte ich eine weitere Tablette. Im Gegensatz zu mir hatte Jakob natürlich keine Flugangst. Noch im Vorbeigehen bestellte er bei der Flugbegleiterin einen Whisky. Inklusive einem Becher Wasser. Es war wichtig, die zwei Getränke getrennt voneinander bereitzustellen. Dann waren wir bei unseren Plätzen. Jakob ließ mich vorbei ans Fenster und setzte sich. Kurz nachdem wir in der Luft waren, kamen seine Getränke. Er hielt einen Finger in das Wasserglas, tropfte ein wenig in den Whisky und hielt mir den Becher vor die Nase.

»Genauso macht man das«, erklärte er mir. Wobei er ziemlich genau wusste, dass ich mich mit Whisky einmal überschätzt hatte. Ich bekam einen Würgereflex und musste husten. Das alarmierte die Flugbegleiterin.

»You sick?«, fragte sie mich.

Ich verneinte und bestellte einen Eistee. Jakob lächelte. Zumindest die Bernsteinfarben unserer Getränke passten zueinander.

Dann entspannte ich mich etwas. Sogar so, dass ich mir Zeit nehmen konnte, die anderen Fluggäste zu beobachten.

Teilweise waren Touristen an Bord. Teilweise Leute, die in ihre Heimat zurückkehrten. Den Unterschied konnte ich an

den Hauttönen ablesen. Jakob bildete auch hier eine Ausnahme. Er sah so aus, als ob er gerade vom Urlaub kommen würde, anstatt erst dorthin zu fliegen. Vielleicht lächelte die Flugbegleiterin deswegen auch, als sie Jakob sein zweites Glas Whisky hinstellte. Woraufhin er ihr erklärte, dass es nur mit seiner Fingertechnik möglich sei, die richtigen Aromen im Schnaps freizusetzen.

Jakob war immer gut darin, Frauen ein wenig zu nerven und sie so in ein Gespräch zu verwickeln. Als ich ihn damals in der Bar in Innsbruck kennenlernte, erklärte er auch gerade der Kellnerin, wie »Wodka Schnee« funktionierte. Mit schüttelnden Handbewegungen zeigte er, wie sie mit Staubzucker das Getränk pudern sollte. Und dass Wodka Schnee definitiv »Thema« sei. Zumindest wo er herkomme. Wie eben so vieles bei Jakob Thema war.

»Und dann in die Mikrowelle damit. 30 Sekunden circa«, sagte er und machte dabei immer noch die Schneekugel-Schüttelbewegung.

»Mikrowelle? Wieso?«, hatte ich ihn damals gefragt.

»Weil das sonst nicht schmeckt. Kalter Wodka Schnee. Kalt. Das ergibt original null Sinn.«

Daraufhin kamen wir ins Gespräch. Er erzählte mir, dass er »weiß eh. Wegen der Ausbildung halt ...« in Tirol war. Und dass er in Wien lange versucht hatte, seinen Beruf hinter sich zu lassen. In den war er »irgendwie reingerutscht«. Und wieder rausrutschen war »irgendwie schwierig«, aber eben immer Thema. Jakob hatte die jährlich wiederkehrende Entscheidung, nicht zu kündigen (manchmal überkam sie ihn zu Weihnachten, manchmal am Geburtstag), zwanzigmal

erfolgreich aufgeschoben.

Auch weil ihm gewisse andere Themen dazwischenkamen.

Zum Beispiel seine Kinder.

Die Lösung war dann eine Arbeitsstiftung. Sie ermöglichte Jakob einen zweiten Ausbildungsweg. Drei Jahre lang konnte er sich so in Tirol zum Tourismusfachmann ausbilden lassen.

Und seine Schulnoten gegen Geld tauschen.

Damit war zumindest »das Finanzielle« eine Zeitlang kein Thema mehr.

Und das Problem mit den Söhnen löste sich dann auch von selbst:

Der Jüngere ging zum Studieren nach Deutschland.

Der Ältere nach Innsbruck.

Diese Kombination ermöglichte Jakob, endgültig mit Wien und seiner Bank zu brechen.

Im Geldinstitut war er für die Großkunden verantwortlich.

Als Jungkoch in Tirol wollte Jakob nur mehr dafür verantwortlich sein, dass sein Bœuf au vin die richtige Temperatur hatte. Koch auch deswegen, weil Essen für Jakob schon immer wichtig war. Und weil dieser Beruf, wie er mir regelmäßig erklärte, auch seinen Stammbaum durchzog. Sein Großvater war Küchenchef.

Mit Vierzig tauschte Jakob also seine Kundenbewertungen gegen jenes Aroma, das entsteht, wenn Wein auf Pfannen und Fleisch trifft. Im ersten Jahr der Tourismusschule nannte Jakob diesen Vorgang noch »Ablöschen«. Im zweiten bereits »Deglacieren«. Seine Einbürgerung nach Innsbruck beschleunigte der Jungkoch durch Praktikumsplätze.

Hauptsächlich in den Lokalen, die sich im Kurvenrhythmus des Stadflusses durch Innsbruck schlängelten.

Seine ersten richtigen Arbeitserfahrungen sammelte Jakob in einem israelischen Lokal. Dem HaPoel. Die Köchin erklärte ihm dort die Feinheiten der Tahini- und Humuszubereitung. Weil sie Jakob vertraute, gab sie sogar ihre gut gehüteten Rezepte an den Assistenten weiter. Den Jungkoch, der ungefähr doppelt so alt war wie sie. Und weil so ein Wissensaustausch immer auf Gegenseitigkeit beruht, führte Jakob sie in österreichische Gepflogenheiten ein. Auf diesem Gebiet war die Köchin mindestens genauso wissbegierig, wie Jakob auf ihre Shakshuka-Geheimnisse. Und auf das restliche Verborgene, das in der Israelin vor sich hin köchelte: Kompositionen, die ein altes Land und neue Erfahrungen versprachen.

Auch deswegen entschieden wir uns für Israel.

Im Flugzeug wurde mir plötzlich schlecht. Die Befragung durch den israelischen Sicherheitsdienst hatte mir zugesetzt. Vielleicht hatten wir mit diesem Land ein zu kompliziertes Ziel gewählt. Dann überkam mich die Angst, wir würden unsere Anschlusszüge verpassen. Jakob hatte die Reise geplant. Deswegen hielt ich es kurz sogar für möglich, dass wir keine Unterkunft hatten. Ihm war das zuzutrauen. Ich nahm noch eine Tablette und spülte sie mit Eistee runter. Der Geschmack blieb mir eine Zeitlang im Hals stecken. Erst nach einer Weile löste er sich auf. Ich sah zu Jakob. Er hatte die Beine in den Gang gestreckt und blätterte in einer Zeitung.

Seine Gelassenheit beruhigte mich. Vielleicht wirkten aber



auch die Tabletten. Dann spürte ich die Struktur des Sitzes unter mir. Ich musste der Müdigkeit nachgeben.

Ich wachte erst kurz vor der Landung auf. Vermutlich weil das Fahrwerk einrastete. Reflexartig krallte ich mich in meinen Sitz. Beim Aufsetzen in Ben Gurion schüttelte es mich wie in einem Cocktailbecher. Ich spürte, wie sich alle meine Poren gleichzeitig öffneten. Eine Wolke der Angst explodierte aus meiner Haut und ließ mich hinter sich zurück. Ich sah, dass die Mischung aus Cortisol und Gänsehaut sofort Richtung erste Klasse schwebte. Und dann weiter zum Notausgang. Weil sie nicht auf den Stillstand des Flugzeuges warten musste, drückte sich meine Angst dann gleich direkt durch die Kabinenritzen. Sie schwebte zum Duty-Free, der hier ein kreisrunder Raum war. Teile der Wolke legten sich auf die verbilligten Zigaretten und warteten auf ihre Opfer. Andere Teile folgten den Exit-Schildern und fanden einen Shuttle-Bus. Die Angst stieg hinten ein und wanderte Sitz für Sitz nach vorn. Vorbei an den Haltestangen, setzte sie sich kurz neben einen orthodoxen Juden. Weil sie ihn vergiftete, entschied er sich dafür, seine Schläfenlocken abzuschneiden. Dann presste sich die Angst zum Busfahrer und kitzelte seine Nase. Er nieste. Der Bus verunfallte. Es gab zwei Tote. Die Angstwolke überlebte und beschleunigte mit dem Wind Richtung Süden zum Gaza-Streifen. Dort half sie Soldaten, die Waffen in den Sand zu werfen und ihren Dienst zu quittieren. Dann wehte die Angstfahne zu den Golanhöhen, wo sie auf ein paar muslimische Österreicher traf. Ein Leopoldstädter verwechselte die Angst mit einem Insekt. Er

fuchtelte in der Luft und verringerte die Wolke dadurch um circa dreißig Prozent. Die verbliebenen siebenzig Teile ließen sich nach Nazareth tragen, wo sie es sich auf Türpfosten bequem machten. Als ein Zeuge Jehovas am Eingang klingelte, fühlte er eine eigenartige Bedrohung. Dann schwebte die Angst weiter zum See Genezareth und verharnte dort eine Zeitlang über dem Wasser. Weil sie hungrig wurde, waberte sie im Anschluss nach Jerusalem und quälte sich durch die Stadtmauern. Danach weiter ans Tote Meer. Dort verbündete sie sich mit den Wellen. Und als zwei Tage später eine blonde Israelin duschte, prasselte die Wolke im veränderten Zustand auf ihren Kopf. Verdampfte allerdings sofort wieder, weil das Wasser zu heiß eingestellt war. Die Angst bemerkte, dass sie ihr Zeitgefühl verloren hatte. Wegen dieser Belastung verwechselte sie den Badezimmerspiegel mit einem Fenster. Sie beschlug darauf und fand somit ihr endgültiges Ende. Und wäre noch jemand im Badezimmer gewesen, hätte die Person die hebräischen Zeichen, die sich in die Spiegeloberfläche ritzten, vielleicht lesen können. Dort stand: »Heute ist euch der Retter geboren. Er ist der Messias, der Herr.«

Ich weiß nicht, ob auch die Flugbegleiterin Jakob ihre Nummer aufschrieb. Und ich besaß auch nicht die Kraft, nachzufragen. Wir hatten ja ohnehin bereits zwei Adressen, an die wir uns wenden konnten. Die unserer Unterkunft (»Jaja. Natürlich hab ich was zum Schlafen organisiert«), und die Lokalempfehlung von Shara. Somit lagen zwei Möglichkeiten in die Stadt einzutauchen vor uns. Und ich war mir sicher, wir würden uns für die schlechtere

entscheiden.

Am Flughafen schafften wir es, uns schnell zurechtzufinden. Fast so, als ob wir bereits einmal hier gewesen wären. Und fast so, wie ein echtes Team, das Aufgaben vernünftig aufteilt. Ich organisierte uns die Zugtickets in die Stadt und Jakob unsere Begrüßungsgetränke. »Goldstar« las ich auf dem Etikett des Biers. Und ich erinnere mich noch genau an die ersten Schlucke, die wir direkt auf dem Bahnsteig tranken. Mit ihnen verschwand ein guter Teil meines Gefühls des Ausgetrocknetseins. Und auch ein letzter Rest des Tablettengeschmacks. Wir hatten es geschafft. Vor uns lag ein ganzer Kontinent.

Wir nahmen den nächsten eintreffenden Zug. Vor dem Einsteigen lies Jakob seine Flasche in einen Müllkübel fallen. Wegen dem Knall drehten sich die Leute zu ihm um. Er schien das nicht weiter zu bemerken. Im Zug stellten wir uns mit unseren Gepäcksstücken in den Mittelteil des Waggons. Die Industriezone rauschte an uns vorbei. In den Haltestellen roch es nach kaputter Klimaanlage.

Als wir in die erste Kernzone einfuhren, nickte Jakob auf den Netzplan, der über den Türen befestigt war. Er deutete auf eine Haltestelle, an der sich fast alle Farben der Verbindungslinien trafen. Zum Aussteigen wählten wir also diesen Knotenpunkt. Dort wäre die Wahrscheinlichkeit ein Taxi zu finden groß, meinte Jakob. Und durch die größere Auswahl wäre die Wahrscheinlichkeit, dass uns der Fahrer betrügen würde, kleiner.

»Taxifahrer sind die größten Füchse. Das ist überall

Thema«, sagte er.

Dann stiegen wir aus. Um den Bahnhof zu verlassen, mussten wir durch einen Sicherheitsbereich. Wir legten unser Gepäck auf Förderbänder, damit es durchleuchtet werden konnte. Bei meinem Trolley piepste der Detektor. Aber die Sicherheitsleute interessierte das nicht. Sie ließen uns einfach durch.

Dann gingen wir vor das Bahnhofsgebäude, wo die Taxis warteten.

Nachdem wir schlecht mit dem Fahrer verhandelt hatten, stiegen wir ein.

Im Taxi beobachtete ich die Qualität der Straßen und der Autos. Jakob beobachtete die Frauen. Über die vielen Mädchen, die Automatikgewehre und Balenciaga-Handtaschen geschultert hatten, wunderten wir uns dann wieder gemeinsam. Das Taxi nahm eine Abkürzung über einen großen Autoparkplatz. Es wurde leiser. Dann verließen wir den Parkplatz und bogen mehrmals kurz hintereinander ab. Bei manchen Kurven berührten meine Schultern die von Jakob. Nach circa zehn Minuten wurden die Autos weniger. Der Taxifahrer wechselte seinen Fahrstil. Ich ahnte, dass wir bald ankommen würden. Und dann würde unser Fahrer seinen Weg fortsetzen. Und wir unseren. Alles ging wieder von vorne los. Und mir blieb nur zu hoffen, dass dieses Land die richtigen Antworten auf unsere Fragen bereithielt. Dann kamen wir an.

In Städten, die am Meer gebaut sind, liegt das Meer immer in der Luft. Es ist Teil der Menschen, die dort leben. Sie besitzen eine andere Art der Leichtigkeit.

»Wenn's bei denen schlecht läuft, müssen s' schließlich auch nur zum Strand«, meinte Jakob, als er sich am Gehsteig nach den Leuten umsah. Unsere Unterkunft lag hundert Meter vom Meer entfernt. Wir konnten die Wellen schon fast hören. Dann wechselten wir die Straßenseite.

»Das muss es sein«, sagte Jakob und deutete auf ein Haus, an dem die Hausnummer fehlte.

Die Hausmauern waren aus Sandsteinen gezimmert. Die Strukturen der Ziegel erinnerten mich an Wüstengegenden. Ich wollte meinen Finger nass machen. Und von den Steinen einen Abstrich nehmen, um das Salz zu spüren. Aber stattdessen nahmen wir einfach den Schlüssel von der Israelin, die uns nach einem Anruf begrüßte, in Empfang. Sie hielt uns die Tür auf und wir gingen gemeinsam die Steinstiegen nach oben. Im ersten Stock sperrte der Wohnungsschlüssel eine Tür aus Holzplatten auf.

»This is it«, sagte die Israelin und zeichnete mit einer Handbewegung einen Bogen in den Raum.

Vor uns lag ein Loft samt Balkon. Wir gingen die einzelnen Wohnbereiche ab. Dusche. Schlafzimmer. Küche. Wohnzimmer. Am Balkon war ein Tischchen aufgestellt. Die Tischplatte bestand aus Mosaiksteinchen. Daneben waren zwei Spaghettistühle platziert.

»If you need something, just call«, verabschiedete sich die Israelin. Wir nickten und bedankten uns. Ich sah ihr nach, wie sie die Tür von außen zu zog. Ihrem Ausdruck nach zu urteilen, befürchtete sie, dass wir wirklich anrufen würden.

Ich ging auf den Balkon und drehte mir auf dem grünen Stuhl eine Zigarette. Jakob suchte sich in der Zwischenzeit ein

Zimmer. Nachdem ich geraucht hatte, bezog ich das andere. Jakob schlug vor, ich solle zuerst duschen. Er brauche eine andere Art der Abkühlung. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite hatte er ein Lokal bemerkt. Er würde dort auf mich warten. Ich duschte, sperrte die Wohnung ab und verließ das Haus.

Wäre die Straße vor unserem Appartement staubiger gewesen, hätte das Lilush noch mehr wie eine Oase gewirkt. Bereits beim Wechseln der Straßenseite erkannte ich, dass das Lokal ok war. Mehr sogar. Das Lilush war das israelische Spiegelbild jener Orte, wo wir auch zuhause zu oft zu viel Zeit verbrachten.

Die Belegschaft setzte sich aus Kunstschaffenden und Studentinnen und Studenten zusammen, die es mit der Leistungsgesellschaft nicht so genau nahmen.

»Ideal«, meinte Jakob, »Genau wie daheim«, und drehte sich dabei nach allen Seiten um, um seiner Aussage einen Bezug zu geben.

Dann stand er auf und ging in unsere Wohnung. Als der Kellner kam, fiel mir wieder ein, wie das Bier hier hieß. Ich bestellte Goldstar und versuchte, die Eindrücke etwas einzuordnen.

Flughafen. Zug. Taxi. Unterkunft. Jakob. Lilush.

Dann beobachtete ich die Leute im Lokal. Manche aßen bereits zu Abend. Andere unterhielten sich auf hebräisch. Ich fragte den Kellner, ob er einen guten Strandabschnitt wisse. Was vermutlich so ist, wie wenn bei uns am Land Fremde nach guten Plätzen zum Pilze suchen fragen.

Als Jakob wiederkam, hatte ich zumindest den Namen des

Kellners erfahren. Er hieß Yaron und benutzte einen Schnürsenkel als Stirnband. Seine Empfehlung bezüglich Meer war, einfach die Straße entlangzulaufen. Das Anschwellen des Wellenrauschens genüge, um das Wasser zu finden. Dann kauften wir bei Yaron noch zwei Bier für den Weg.

In Flugzeugen war es mir immer zu eng. Das Meer mit seiner Weite schaffte es aber, mich dafür zu entschädigen.

»Schau! Die haben da etwas auf die Rückenlehne gemalt«, deutete ich auf einen umgeworfenen Plastikstuhl, der einsam im Sand lag.

»Ahja ... Schaut nach einem Herz aus«, sagte Jakob und stellte den Stuhl auf.

Dann suchte ich in mir nach dem Gefühl des Angekommen-Seins, fand aber nichts.

»Gutes Zeichen, glaub ich«, sagte Jakob.

»Wär ja auch eigenartig, wenn ein Herz ein schlechtes Zeichen wär. Obwohl. Wenn's schwarz ist ...«, sagte ich.

Ich setzte mich auf den Stuhl und rollte meine Tabaktasche auf.

»Der Wind verbläst deine ganzen Brösel«, sagte Jakob.

»Das geht schon«, sagte ich.

Jakob öffnete sein Bier und trank.

»Weißt. Manchmal bin ich mir nicht so sicher mit der Kocherei.«

Ich schaute ihn an, aber sagte nichts. Jakob übertrieb oft weniger, als er glaubte.

»Ich red nie drüber. Aber ...«, Jakob holte tief Luft, »... ich hab da schon so meine Bedenken. Keine Ahnung, ob sich das mit dem Job ausgeht.«

»Achwas. Da brauchst keine Angst haben. Köche braucht's in Tirol ja immer. Außerdem taugt's dir ja voll«, sagte ich. Jakob nahm eine Hand voll Sand und malte damit einen Kreis in die schwarze Luft.

»Manchmal bin ich mir selbst nicht ganz sicher, was mir taugt. Ich mein ... Ich bin vierzig ... Steh jetzt hier und hoff, dass ich die nächsten Monate übersteh. Schaut schon nach Krise aus. Irgendwie.«

»Das geht sich schon aus. Ist es bisher ja auch. Stoßen wir erst mal an.«

Ich hielt Jakob die Flasche hin.

»Prost«, sagte ich, »Schau. Du hast dich getraut. Job wechseln ist nie leicht. Und wenn alles schiefgeht, kannst immer noch in die Bank zurück.«

»Bank? Das geht sich nicht mehr aus, glaub ich«, sagte Jakob.

Ich nahm einen Schluck vom Bier. Das verschaffte mir Zeit zum Nachdenken. Aber als ich die Flasche absetzte, verließ eine Portion Ehrlichkeit meinen Mund, die ich eigentlich schlucken wollte:

»Jakob. Ich glaub ... ich werd' auch kündigen.«

Der Wind frischte auf. Im nächsten Moment brachen die Wolken über uns. Es fing so stark zu regnen an, dass sich unsere T-Shirts sofort vollsaugten. Vor uns lag das Meer. Über uns der Regen. Alles bestand nur mehr aus Wasser.

Ich war müde. Aber Jakob bestand darauf, in die Stadt zu gehen. Auf den Straßen war es leer und die Luft füllte sich mit Feuchtigkeit. So viel Luftfeuchtigkeit, dass wir uns nicht zuhause fühlen konnten. Und wir spürten, wie Teile



des Meeres auf unserer Haut Bächlein bildeten. Auf dem Weg in die Stadt, entlang der Hochhäuser, sahen wir auf Baukränen riesige Gummibären hängen. Sie leuchteten. Wir erreichten ein Stadtviertel, wo die Gassen halb so breit waren, wie in der Strandgegend. Die meisten Häuser waren bereits finster. Nur wenige warfen noch Lichtkegel in die frischen Pfützen, die immer noch am Entstehen waren. Wir gingen in die zweite Bar, aus der Musik kam.

An den Holztischen im Lokal wollte niemand sitzen. Sie schienen frisch lackiert. Oder sie standen zuvor im Freien und hatten etwas vom Regen abbekommen. Sie sonderten jedenfalls einen feuchten Geruch ab. Der Kellner trug eine schräg aufgesetzte Schildkappe und unterhielt sich mit einem Mädchen, das auf einem Barhocker saß. Ich beobachtete die zwei eine Zeitlang.

Das erste hebräische Wort, das wir lernten, war »Shtaym«, also »Zwei«. Weil Jakob und ich immer für den jeweils anderen mitbestellten. Zuerst Bier, später Arak. Einen Anis-Schnaps. Und so wie bei vielen Dingen, mit denen ich im Urlaub Bekanntschaft machte, war es auch bei Arak. Nur in Israel entfaltet er seine volle Wirksamkeit. Ähnlich dem griechischen Ouzo. Wobei ich nie in Athen war.

Dann betrat eine Gruppe das Lokal. Und mit ihnen kam Bewegung in die übrigen Anwesenden. An diesem Tag veranstaltete die Bar anscheinend eine offene Bühne. Abwechselnd konnten so Künstlerinnen und Künstler auf einem Holzpodest, das mir zuerst nicht aufgefallen war, Musik machen. Sie spielten Stücke, die weder ich noch Jakob je gehört hatten. Wir klatschten trotzdem und bestellten

weiterhin beim Kellner mit der Kappe demütig unsere Getränke.

Zuletzt stellte sich ein Soldat vor das Mikrofon. Ein zweiter begleitete ihn im Sitzen auf einer Gitarre. Und ich musste an das Herz auf dem Sessel denken. Ich verstand zuerst kein Wort von dem Lied, und dann doch alles. Draußen hörte ich den Regen. Ich bin im Juli geboren und somit Sternzeichen Krebs. Also eigentlich »zu sensibel«. Deswegen und auch wegen meiner Veranlagung, traf mein Arak beim Schlucken auf Tränen. Dann dachte ich, wenn der Soldat es zustande bringt, hier so schön zu leiden, konnte ich das auch. Und ich spürte. Zu der Zeit war Tel Aviv ein hervorragender Ort, um mir mein Herz brechen zu lassen.

## Eins

Ich bin vermutlich ein Niemand. Wobei ich niemals so weit gehen würde zu sagen, ich wäre eine Null. Aber so wie sich unser Vizekanzler als stabile Nummer Zwei bezeichnet, fühle ich mich eben wie eine solide Eins. Allerdings auf einer Skala von 0 bis 10. Vielleicht bin ich aber einfach auch nur schon zu lange in dieser Branche. So lange, dass ich mir einbilde, mir würden Zahlen liegen.

Ich kenne nur einen Menschen, dem die wirklich liegen. Meinen Vater. Laut den Erzählungen konnte er bereits in der Volksschule gut Rechnen. Vielleicht hatte er es deswegen auch geschafft, ein Unternehmen mit unzähligen Angestellten und schwarzen Zahlen aufzubauen.

Das Sägewerk war eigentlich ein Geschenk von seinem Vater, der ebenfalls ein guter Rechner war. Mein Großvater hatte seinem Sohn also die Rechnerei und ein Unternehmen in die Wiege gelegt. Leider brach der Holzmarkt Ende der Achtzigerjahre ein. Nach und nach übernahmen so die roten Zahlen unser Familienunternehmen. Für meine Wiege blieb also nicht mehr viel übrig.

Zuletzt arbeitete mein Vater als Holzhändler. Meine Mutter als Assistentin in einem Büro. Zumindest durfte ich als Bub meinen Vater manchmal bei seinen Geschäftsreisen begleiten. Wir fuhren dann in abgelegene Forstgebiete und geschäftige Holzverarbeitungsanlagen. In den ersteren lag die Schönheit der Natur in der Luft. In den letzteren Maschinenlärm.

Meine Mutter verwendete in ihrem Büro einen Computer. Fast jeden Tag erzählte sie uns beim Essen, wie einfach es damit war, Geschäftsbriefe zu verfassen. Sie war der Meinung, PCs

seien die Zukunft. Dazu kam, dass sich Heimcomputer Mitte der Neunziger auch immer mehr in der Mitte der Gesellschaft wiederfanden. Röhrenbildschirme und Ventilatorengeräusche bestimmten zunehmend das Raumklima der Arbeitszimmer. Also fuhr mein Vater mit mir in einen Elektromarkt, wo auch wir ein solches Gerät besorgten. Ab diesem Zeitpunkt verbrachte ich täglich mehrere Stunden vor dem Bildschirm. Und den mitgelieferten Spielen, Solitär und Minesweeper. Das führte allerdings dazu, dass meine Eltern einem Trugschluss erlagen. Sie verwechselten meinen Spieltrieb mit einer allgemeinen Leidenschaft für den Kübel. Das führte wiederum zu der Meinung, es wäre für mich am besten »irgendwas mit Computern« zu machen.

Heute mag ich den Geruch von frisch geschnittenem Holz immer noch lieber als den von verschmorten Kabeln. Sogar das »Tssssnnng« der Kreissägen, das sich in meine Ohren eingebrannt hat, bevorzuge ich gegenüber Tastatur-Anschlägen.

Nach meinem Studium folgte eine kurze Jobsuche. Ein Rechenzentrum in Innsbruck hatte soeben eine Abteilung für künstliche Intelligenz ins Leben gerufen. Das Team sollte ein lernendes System entwickeln, das fähig war, Firmen zu bewerten. Diese Bewertung nutzte dann eine Bank als Grundlage, um sich bei der Vergabe von Krediten abzusichern.

An der Universität war ich an einem Projekt beteiligt, das sich mit Maschinenlernen beschäftigte. Ich verschwieg bei der Bewerbung erfolgreich, dass ich allerdings nur für die Trainingsdaten zuständig war. Also Fotos zu scannen und

diese dann auf einem Server abzulegen. Das Rechenzentrum stellte mich ein.

Bereits in der Einschulungsphase stellte ich fest, dass alle im Team eine ähnliche Art von Humor teilten. Ich hingegen lachte beim Kaffeeautomaten immer an den falschen Stellen.

Die Programme, die ich in dieser Zeit entwickelte, waren selten lauffähig. Meistens brachen sie mit einer kritischen Fehlermeldung ab, die in etwa bedeutete, ich hätte das gesamte System zerstört.

Es dauerte Jahre, bis diese Fehlermeldungen weniger wurden. Und ich halbwegs zu verstehen begann, was ich da eigentlich täglich tat. Wobei ich mir da auch heute noch manchmal nicht so sicher bin.

Trotz dieses Zweifels schaffte ich es im Rechenzentrum durch die letzten sieben Jahre. So wie bei Jakob funktionierte das mit dem Selbstbetrug einmal besser. Aber eben manchmal auch schlechter. Vor allem nach längeren Urlauben. Und erst recht nach Israel. Da erschien mir alles nicht nur schlechter, sondern grundsätzlich sinnlos.

Der erste Tag nach meinem Urlaub war ein Montag.

Ich hatte mich an meinen Schreibtisch gesetzt. Vor meinen Bildschirm, auf dem immer noch das LG-Logo leuchtete. Ich fragte mich, ob LG wirklich »Life is good« bedeutete. Dann musste ich über den Unsinn dieses Werbespruchs lachen.

Ich schaltete meinen Laptop ein. Die Standby-Lampe des Bildschirms verwandelte sich von einem roten Riesen in einen weißen Zwerg. Dann erschien das Markenzeichen des

Betriebssystems am Bildschirm, das ich seit meiner Kindheit verfluche. Ich wollte aufstehen und gehen. Oder sterben. Dann erschien auf dem Monitor eine Benachrichtigung. Ich hatte in einer halben Stunde einen Termin. Als ich den Titel des Meetings las, schaute ich an mir runter, um meine Kleidung zu kontrollieren. Zumindest sie ließ keine Rückschlüsse auf meinen Zustand zu. Trug ich als Kind immer Leibchen von Benetton, steckte ich jetzt hauptsächlich in Polohemden, auf denen ein Golfspieler seinen Abschlag verbesserte. Diese Uniform sorgte dafür, dass mich die Anderen am Gang grüßten. Und mich in Besprechungsräumen ernst nahmen. Dort beschränkten sich meine Wortspenden normalerweise auf Sätze wie:

»Lassts uns bitte keine Nabelschau veranstalten« oder  
»Wie löst das Problem eigentlich unser Marktbegleiter?«  
Bei meinem jetzigen Termin würden mir weder mein Polohemd noch die Besprechungsraum-Sprüche etwas nutzen. Zum einen, weil Alfred sowieso wusste, was ich jeden Tag anhatte. Und zum anderen, weil ein Mitarbeitergespräch ja automatisch eine Nabelschau ist. Es geht um mich. Und um mich. Und um mich.

Mein Meeting war in der Eiche. Unsere Besprechungsräume besaßen nämlich die Namen von Bäumen. Neben der Eiche gab es noch die Tanne, die Birke und den Ahorn. Bei der Namensgebung hatte sich eine Angestellte der Personalabteilung verwirklichen dürfen. Auch wenn die Orte ähnlich benannt waren, konnten sie anhand ihres Aussehens in zwei Bereiche unterteilt werden. Auf der einen Seite gab es Glaswürfel, die viel Transparenz versprachen, aber mit

Offenheit wenig zu tun hatten. In diesen Räumen, die zu einem Viertel aus Apple-Produkten und zu drei Vierteln aus Nichts bestanden, empfingen wir unsere Gäste. In den anderen Zimmern, die mit Verpackungskartons und Kugelmäusen vollgestopft waren, empfingen wir unsere Feedbacks.

Obwohl die Mitarbeitergespräche zwischen zwei Personen stattfanden, entwickelten sie immer auch eine gewisse Gruppendynamik. Diejenigen, die schon länger im Unternehmen waren, durften das Gespräch als erste absolvieren. Sie bewegten sich nach dem Termin entspannter durch die Gänge. Und die Jüngeren beneideten sie dabei immer ein wenig. So wie in der Schule, wenn der Sitznachbar sein Referat überstanden hatte und zurück zu seinem Platz ging. Manchmal passierte es mir, dass ich Augenkontakt mit einem der Älteren herstellte. Ich presste dann leicht die Lippen aufeinander und versuchte aufgeweckt zu wirken. Mit einer verschwörerischen Kopfbewegung gab ich zu verstehen, dass ich Bescheid wusste. Obwohl ich natürlich keine Ahnung hatte.

Um sich für den Termin vorzubereiten, gab es einen Fragebogen. Ich klickte doppelt auf das Dokument und druckte es aus. Dann ging ich zum Drucker und legte Papier nach. Im Fragebogen gab es verschiedene Kategorien, die persönliche, organisatorische und inhaltliche Bereiche abdeckten. Der Aufbau war vermutlich so gewählt, um Struktur in die Nachbetrachtung eines beschädigten Lebens zu bringen. Ein Leben, in dem immer im falschen Moment eine zu große Email eintraf. Oder irgendwo ein Smartphone

blinkte.

Der einfachere Teil des Fragebogens bestand aus vorgegebenen Antworten.

Zu einzelnen Bewertungskriterien sollte ich mir selbst eine Schulnote geben. Ich gelangte zu der Frage:

»Wie effizient haben Sie Ihrer Meinung nach dieses Jahr gearbeitet?«

Die dazu passenden Antworten hatten folgende Werte:

- 1 = Sehr effizient
- 2 = Effizient
- 3 = Ausreichend effizient
- 4 = Weniger effizient
- 5 = Nicht effizient

Ich lachte und überlegte, welcher Selbstmörder hier wirklich den Mut hatte »Nicht effizient« anzukreuzen. Dieses Einschätzungsspiel verlieh den Bögen jedenfalls einen strategischen Charakter. Die eigentliche Aufgabe war es, sich in einem guten Licht zu präsentieren, ohne zu übertreiben.

Bei den ersten Fragen tat ich mich noch relativ leicht. Schwieriger waren dann schon die Textfelder, in die ich verschiedene Einschätzungen von Situationen schreiben sollte.

Bei diesem Teil blätterte ich immer wieder an das Ende des Fragebogens. So als ob dort eine Lösung auf mich warten würde.

Weil ich in Zeitnot geriet, füllte ich viele der



Freitextfelder nicht aus. Eine der letzten Fragen war dann die Aufforderung:

»Nennen Sie eine Situation, in der Sie über sich hinausgewachsen sind:«

Ich kam ins Überlegen. Vermutlich weil ich das Wort »hinausgewachsen« las, schaute ich zu meinem Tisch-Bonsai. Ich hatte ihn mir zum Einstand besorgt. Weil ich damit aufgeräumt wirken wollte. Das Bäumchen hatte ich zweimal gegossen. Einmal am ersten Tag. Und einmal am zweiten. Seitdem war er tot. Die Kollegin mit dem grünen Daumen belächelte mich deswegen seither. Die Putzfrau hatte Angst, am Blätterhaufen anzustoßen. Deswegen ließ sie meinen Schreibtisch meistens gleich ganz aus.

Der Baum war hier eindeutig fehl am Platz. Jetzt teilten wir uns aber auch die toten Gefühle.

Ich las die Frage nach der Situation, in der ich über mich hinausgewachsen sein sollte, erneut. Und schrieb »Bei meiner Kündigung« in das Textfeld.

Eine Zeitlang betrachtete ich meine Handschrift. Sie war zittrig. Die Buchstaben flüchteten vor sich selbst zum Rand des Papiers. Ich ahnte, dass der Zeitpunkt für dieses Gespräch entweder außerordentlich gut oder beispiellos schlecht war. Vielleicht hatte ich vor dem Urlaub schon alles kommen sehen. Meinen Bonsai. Die Entwurzelung. Und meine gestutzten Flügel, die wie Fallobst zum Boden segelten.

»Bist bereit, Christoph?«, beendete Alfred, der plötzlich neben mir stand, meine Vorbereitung. Ich sah, dass er auf

meine Antworten schielte.

»Erm. Ja. Klar. Bin bereit«, sagte ich und gab die Zettel in ein Notizbuch aus Lederimitat. Dann drehte ich mich zu meinem Vorgesetzten um und stand auf.

»Woah!«, sagte Alfred, »Wie schaust du denn bitte aus?« Der Arzt hatte den Großteil meines Gesichts mit Klebebändern gepflastert.

»Nichts Dramatisches«, log ich.

»Du schaust aus, als hättest einen Bombenanschlag überlebt«, sagte Alfred.

»Das schaut echt schlimmer aus, als es ist. Bin gegen eine Wand gerannt«, sagte ich.

»Aha. Okay? Wenn das so ist. Hart im Nehmen. Work hard. Play hard. Taugt mir«, sagte Alfred dann, weil er vermutlich nicht wusste, was sagen.

Dann gingen wir gemeinsam Richtung Eiche.

»Also. Schon wieder ein Jahr«, sagte Alfred am Gang.

»Genau. Ein Jahr. Sieben sind's inzwischen insgesamt«, sagte ich.

Dann waren wir beim Besprechungsraum. Zuerst betrat Alfred die Eiche. Dann ich.

Er schloss die Tür und lächelte ausdruckslos. Ich wartete, bis er sich setzen würde. Aber er stützte nur seine Hände in die Hüften und nickte in die Richtung des Tisches.

»Sieben Jahr sind das schon wieder. Unglaublich«, sagte er im Stehen. Dann folgte eine etwas zu lange Pause. Diesmal fing ich an zu lächeln.

»Na dann. Starten wir. Bitte. Nimm Platz«, deutete mir Alfred mit der Hand auf den ungünstiger gelegenen Sessel.

»Dann bist ja schon der, der am viertlängsten da ist.

Oder?«

Ich nahm Platz.

»Mmmmh. Genau«, sagte ich und klappte das Notizbuch auf, damit Alfred meinen Fragebogen sah. Und auch um die nach hinten losgegangene Einleitung endlich zu beenden.

Erst dann setzte sich Alfred.

»Ah. Okay. Ich seh. Du hast die Zeit genutzt«, sagte er zu meinen Zetteln. So, als ob die mir eine Wahl gelassen hätten.

»Carpe diem, wie's so schön heißt. Kann man früher in die Kantine gehen«, sagte er.

»Also deswegen hab ich's nicht ausgefüllt ...«

»Is klar. Na dann. Schieß los. Wie is es dir dabei gegangen?«

»Eigentlich ganz gut. Da kann man immer ein bisserl das ganze Jahr ...«

»... Revue passieren lassen«, unterbrach mich Alfred.

»Ja. Genau. Revue passieren lassen.«

»Okay. Das freut mich, dass du das so positiv siehst. Der Bernhard hat vorhin gemeint, ihm ist's echt ... wie hat er gemeint ... aja: >sauschwer< gefallen. Haha. Sauschwer«, wiederholte Alfred.

Dabei hielt er seine Arme gebeugt neben sich, um Bernhards Bauch zu kopieren. Dann fing Alfred an auf dem Stuhl wie eine Boje leicht nach links und rechts zu wippen.

»Ich weiß, dass diese Fragebögen immer ein bisserl schwierig sind. Aber sauschwer ist eine Kategorie«, sagte er dann. Danach wechselte Alfred zurück in seinen eigenen Körper.

»Mir ist's auch nicht leichtgefallen«, gab ich zu und versuchte, mich halbwegs aufrecht hinzusetzen, damit er meinen Bauch nicht so gut sehen konnte.

»Haha. ›Leichtgefallen‹«, sagte Alfred und ich musste mich bemühen, nicht die Augen zu verdrehen.

Sein Ton wechselte dann von Kasperl auf ernst:

»Also prinzipiell bin ich natürlich froh, dass du in meinem Team bist. Und um deine Erfahrung.«

Dann klappte Alfred seine Mappe auf und mischte die Zettel, als ob mein Feedback ein Kartenspiel wäre. Ich sah, dass er verschiedene Kugelschreiberfarben verwendet hatte. Zuerst war ihm Blau, dann Schwarz und schlussendlich Grün ausgegangen.

Als Alfred die Papiere sortiert hatte, sagte er:

»Schauen wir uns mal die Details an. War ja schon wieder viel los in letzter Zeit. Aber viel los ist ja prinzipiell gut. Das heißt, wir haben genug zu tun.«

»Also ehrlich gesagt. Ich wollt dir sagen, dass ...«, sagte ich.

»Also. Erste Frage«, ignorierte mich Alfred,

»Effizienz. Unterschied zwischen Effektivität und Effizienz kennst eh, oder? Egal. Da hast dir eine Drei gegeben, seh ich. Genau wie ich. Warum du?«

»Naja. Ich hab teilweise eben ganz gut gearbeitet. Aber prinzipiell is' da teilweise sicher noch Potential vorhanden.«

Das »prinzipiell« hatte ich von Alfred übernommen.

Das »Potential« hatte ich mir bereits vorher zurechtgelegt.

Es war eines der Wörter, die bei ihm immer gut ankamen.

Schließlich gab es immer irgendwo Potential, das Leute

entdecken, freischaufeln oder manchmal sogar multiplizieren konnten.

»Aja. Schau an. Das ist doch ganz schlüssig«, sagte er. Was sollte er darauf auch anderes sagen. Die Drei war die richtige Wahl für alle Angestellten, die nicht auffallen wollten.

In Wahrheit hatte ich die letzten zwei Wochen in der Arbeit damit verbracht, Wikipedia zu lesen.

»Und? Was hast dir noch aufgeschrieben? Wir wollen ja die Zeit nutzen. Nicht über's Knie brechen«, sagte Alfred und krepelte sein Hemd, das Vorgesetzte von Angestellten unterschied, nach oben. Seine Unterarme erinnerten mich an Risse im Beton.

»Ganz ehrlich, Alfred ...«, sagte ich und trank einen Schluck Wasser, damit ich in Zukunft keine Buchstaben mehr verschluckte.

»... ich hab die letzten zwei Wochen nur im Internet verbracht.«

»Ja. Is' klar. Wegen der Webservices.«

»Nein. Keine Webservices. Nur Internet«, sagte ich.

»Wie meinst das jetzt genau?«, sagte er und neigte den Kopf nach links. So, als ob sein Verstand eine Waage wäre, die auf Unstimmigkeiten geeicht war. Dann sagte er:

»Moment ... da muss ich abheben«, weil sein Telefon klingelte.

Alfred stand auf, drückte eine Taste und schaute mich dabei an. Ich erkannte an seinem Gesichtsausdruck, dass er die Stimme am anderen Ende nicht hörte. Dann verließ Alfred den Raum.

»Tschuldige. War dringend«, sagte er, als er zurückkam.

Obwohl ich hören konnte, dass es das nicht war.

»Und bei ›Zufriedenheit mit dem Führungsstil‹? Was hast da angegeben?«

»Ich glaub, du hast mich vorhin nicht verstanden. Ich hab nichts gearbeitet in letzter Zeit«, sagte ich.

»Jaja. Das ... Das hab ich verstanden.«

»Und das ist egal?«

»Naja. Egal. Manchmal gibt's halt ein bisserl einen Leerlauf. Vom Hudeln kommen die Kinder«, sagte er.

Ich fing an, meine Füße auszustrecken und mich so gegen die Lehne des Stuhls zu drücken. Sie knackte.

»Puh. Ok. Trotzdem. Ich glaub ich kann das nicht mehr«

»Was willst damit sagen?«, fragte Alfred.

»Naja. Wegen Israel ... und überhaupt. Ich brauch eine Pause. Ich bin durch«, antwortete ich und fühlte mein Herz komisch beschleunigen.

»Ich versteh nicht«, sagte Alfred.

»Naja. Ich glaub ich muss kündigen.«

»Okay«, meinte Alfred. Zum ersten Mal schaute er mir offen in die Augen. Dann sagte er langsam und fast in einem Flüsterton:

»Ehrlich gesagt haben wir uns sowas schon gedacht. Das ist jetzt aber eine Kündigung durch den Arbeitnehmer. Deine Kündigungsfrist beträgt acht Wochen. Deine Projekte musst in dieser Zeit noch abschließen. Weil sonst brauchst uns gar nicht kommen mit gegenseitigem Einverständnis. Da baut die Personalabteilung Druck auf.«

»Okay«, nuschelte ich.

Dann sagte Alfred nichts mehr. Er deutete nur auf die Tür.

Ich verließ den Raum. Zumindest wusste ich jetzt, was die Personalabteilung den ganzen Tag machte. Druck aufbauen. Am Weg zu meinem Platz holte ich mein Telefon heraus und schrieb Jakob eine SMS:

»Heute Bier? Ist dringend.«

Und wenn er noch am Leben gewesen wäre, hätte er vermutlich »1900. Toscana« geantwortet.

Auch wegen so etwas vermisste ich ihn. Die Empfänger meiner Nachrichten waren jetzt nur mehr große Fragezeichen im schwarzen Loch eines Telefonmasts.

Ich setzte mich an meinen Platz, schüttelte den Bonsai und verdreckte so meinen Schreibtisch. Ich hatte keine Lust mehr, auch nur ein einziges Schlüsselwort zu Papier zu bringen. Um mich zu zerstreuen, öffnete ich mein Tagebuch und las den ersten Eintrag:

*»Quellcode ist so wie das Leben. Am ehesten verständlich, wenn er:*

*1. Schritt*

*2. für*

*3. Schritt*

*abgearbeitet wird.«*

ENDE

**Lese-  
probe-  
Shtaym**

CHRISTOPH

KRANE-

BITTER [c.kranebitter@gmail.com](mailto:c.kranebitter@gmail.com) | +43 678 127 53 07 | Habergasse 9/25 | 1160 Wien